



IVAN IVANJI

Schluss strich

ROMAN · PICUS

IVAN IVANJI
Schlussstrich

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

1. OBERST HELLMER

Die ersten Sonnenstrahlen am frühen Morgen des 19. August 1941 versprachen der Hauptstadt Serbiens, Belgrad, einen angenehmen Sommertag. Es würde hoffentlich nicht mehr so heiß werden wie in den vergangenen Wochen, als man mit nackten Füßen kaum auf den Asphalt hatte treten können und der wolkenlose Himmel wie ein blauer Deckel über dem siedenden Topf des Häusermeers gelegen war. Die deutsche Besatzungsmacht bemühte sich um Normalität, die Bevölkerung sollte ruhig und zufrieden mit der neuen Ordnung sein, das war einfacher als Gewaltanwendung, die Truppen wurden an der Ostfront benötigt. Im Widerspruch dazu stand, dass auf einem der wichtigsten Plätze der Stadt, dem Terazije, mitten im Zentrum, von den Masten, die die Straßenbahnleitungen hochhielten, die Körper von fünf gehängten Männern baumelten.

Der Terazije-Platz mündet in den Hauptplatz, auf dem sich das Nationaltheater und die Reiterstatue des Fürsten Mihailo befinden. Junge Paare verabreden sich »unter dem Schwanz«, womit der Bronzeschweif der Skulptur gemeint ist. Man verliebt sich auch im Krieg. Vielleicht sogar erst recht im Angesicht der Gefahr?

Vor dem sechsstöckigen Haus schräg gegenüber des Theaters wäre Rudi fast mit einem Dreiertrupp der deutschen Militärpolizei zusammengestoßen, doch er sah es rechtzeitig, bemühte sich, Ruhe zu bewahren, und ging einfach an ihm vorbei. Trotz der Hitze trug er einen grauen Zweireiher mit blauer Krawatte, es erwies sich jetzt als günstig, dass Mama darauf bestanden hatte, ihm für das Studium je einen seriösen Anzug für den Winter und für die warmen Tage nähen zu lassen. Damals hat-

te er es überflüssig gefunden, aber nicht widersprochen, weil er sie in Belgrad ohnehin nicht tragen musste, wenn seine Mutter ihn nicht sah. Den Hut hatte er in der Hand. Er rannte das Stiegenhaus hinauf, ohne wie früher stets zwei Stufen zu nehmen – nicht weil er es damals eilig gehabt hätte, sondern weil er seine Energie nicht hatte zügeln können; jetzt bewegte er sich absichtlich gesetzt, ruhig, gutbürgerlich. Nicht auffallen!

Das Klingelzeichen hatten sie, lange bevor sie in die Illegalität abgetaucht waren, verabredet, nur so zum Scherz, dreimal kurz, dann länger und nach einer kleinen Pause noch zweimal ganz kurz. Petar, Kosename Pero, auch Mali genannt, der Kleine, öffnete tatsächlich fast sofort und sah ihn entsetzt an.

»Bist du verrückt geworden? Du solltest nicht herkommen!«

»Willst du mich nicht erst einmal reinlassen?«

Pero trat zurück, warf einen kontrollierenden Blick in das Stiegenhaus, versperrte die Wohnungstür hinter ihnen und begann mit einem Redeschwall: »Du, ich weiß nicht, ob es bei mir sicher ist, für eine Nacht vielleicht oder zwei, wir müssen etwas Besseres finden ... Unterbrich mich nicht! Du weißt doch, wie mein Vater ist, also verpfeifen würde er dich nie, nie direkt ... Aber gewiss wird er dich bitten, uns nicht zu gefährden. Er weiß, dass du Jude bist, aber natürlich nicht, dass wir beide Jungkommunisten sind. Dass man mir selbst auf die Schliche kommen könnte, wenn jemand verhaftet wird und nicht durchhält, das weiß er natürlich erst recht nicht, aber ... Hör mal, wieso trägst du keinen Judenstern?«

»Lass mich doch endlich zu Wort kommen. Ich brauche keine Bleibe, ich bin ganz legal in einem Hotel angemeldet ...«

»Was bist du?«

»Legal bin ich. Ein braver, ungarischer Mitbürger, Mitglied des deutschen Kulturbunds, angestellt beim deutschen Militärkommando. Ich will dich abholen, du kommst jetzt mit, Pero.

Und zieh dich anständig an, wie ich. Feine Herrschaften fallen nicht auf. Ich muss dir auf dem Terazije-Platz etwas zeigen. Aber willst du mir nicht inzwischen einen Platz anbieten?»

»Ja, ich sage doch, dass du verrückt geworden bist. Bitte, nimm Platz. Soll ich dir vielleicht einen Kaffee kochen? Meine Mutter hat rechtzeitig einige Kilogramm beiseitegeschafft ...«

Der Besucher kümmerte sich nicht um die Nervosität seines Kommilitonen und Genossen, er fand sie sogar ein wenig lächerlich. Freilich staunte er gleichzeitig, dass er so überlegen war, was ihn ziemlich selbstzufrieden machte: »Deine Eltern sind nicht zu Hause?«

»Nein, sie sind ... Papa in der Bank, Mama in ihrem Blumenladen.«

»Das ist gut. Brave Gewohnheitsmenschen trotz des Krieges und der Besatzungszeit, das habe ich mir gedacht. Ist auch für dich gut. Ich möchte trotzdem, dass du dich beeilst. Nein, danke, keinen Kaffee ...«

Anstatt sich zu setzen, trat Rudolf ans Fenster und öffnete es. Eine erschrockene Stadt. Wenige Passanten. Ein Fiaker rumpelte über den Platz, ein deutscher Kübelwagen bog in die Französische Straße ein. Hielt vor der Nummer sieben, gleich nach dem Theater. Dort war der Sitz der Gestapo.

»Willst du mir nicht erklären ...«

»Gleich. Aber nur um dich zu beruhigen: Schau dir das an.«

Ein Ausweis, gutes graues Papier, oben der schwarze Reichsadler, ausgestellt auf Rudolf von Radványi, Dolmetscher, unleserliche Unterschrift, roter Stempel.

»Echt?«, staunte der Freund.

»Hundertprozentig.«

»Du bist nicht nur verrückt, sondern auch ein Hochstapler. Und wieso dieses Adelsprädikat? Wie bist du zu dem gekommen?«

»Das Ypsilon im Ungarischen ist so eine Art Adelsprädikat und es ist besser hoch- als tiefzustapeln. Je mehr du übertreibst, desto glaubwürdiger wirkst du heutzutage, niemand denkt auch nur im Schlaf, dass ein Illegaler ausgerechnet so etwas machen würde.«

»Bist du mit nicht einmal zwanzig nicht zu jung, um offizieller Dolmetscher für die Deutschen zu sein?«

»Ich glaube, dass ich älter aussehe. Insbesondere in dieser Aufmachung mit Hut.«

»Ich kenne dich doch, Mensch. Dein Blick soll schelmisch wirken, du funkelst so mit deinen schwarzen Augen, aber dahinter verbirgt sich nichts als Angst.«

»Wenn du das von meinem Blick ablesen kannst, hast du das Zeug zu einem guten Gestapoagenten.«

»Kann ich ja noch werden, wenn du ein amtlicher deutscher Dolmetscher bist ...«

Es war jedoch nicht viel Zeit für Frotzeleien. Die beiden Jungkommunisten hatten keine Ahnung, wer der Generalsekretär ihrer Partei war, dass sein Pseudonym Tito lautete und schon gar nicht, dass er seine Illegalität in Belgrad im Laufe des Sommers auf ähnliche Weise schützte wie Rudi, nämlich mit einer Art Hochstapelei. Er wohnte in der Botić-Gasse in der Villa des steinreichen Besitzers der Tageszeitung *Politika*, Vladislav Ribnikar. Zwei Häuser weiter befand sich die Residenz des deutschen Stadtkommandanten, und Tito spazierte jeden Morgen elegant gekleidet mit einem großen, deutschen Schäferhund an dem Posten vorbei. Auffälliger konnte man sich gar nicht benehmen, und deshalb wurde dieser Herr mit Hund von keiner Patrouille verdächtigt und angehalten.

Während Pero in sein Zimmer gegangen war, um sich umzuziehen, sah sich Rudi in dem vertrauten, mit alten Möbeln vollgestopften Salon um. Nichts hatte sich verändert. Ein we-

nig roch es nach Staub. Er atmete durch, denn es fiel ihm nicht leicht, die Ruhe zu bewahren. Die beiden waren schnell unzertrennliche Freunde geworden, der Belgrader Pero, der kleiner und magerer war, hatte sich des »Provinzlers« angenommen. Rudi hatte pechschwarze, ein wenig zu lange Haare, was seinen Vater geärgert, aber seine Mutter gut geheißen hatte, Pero hingegen trug eine hellbraune, fast blonde, ordentlich gescheitelte Frisur.

»Na endlich!« Pero hatte gar nicht so lange gebraucht, sich anzuziehen. »So ist es recht. Gehen wir?«

»Du bist ... Wie zum Teufel hast du dir so einen Ausweis verschaffen können? Und hast du überhaupt Verbindung zur Organisation?« Organisation nannte man unter Genossen die Partei.

»Das erzähle ich dir später. Oder vielleicht lieber nicht. Vorerst immer mit der Ruhe. Eines kann ich dir sagen, die frühere Verbindung habe ich nach dem Putsch am 27. März verloren, aber ... Du kannst beruhigt sein, ich kann dir jetzt nicht alles sagen, das wirst du verstehen, und ob du berichten musst, dass wir uns gesehen haben, weiß ich nicht. Das musst du selber entscheiden.«

Pero seufzte und sagte zum dritten Mal: »Sag ich ja, du bist definitiv verrückt geworden! Wieso meinst du, dass ich noch eine Verbindung mit der Partei habe?«

»Ich kenne dich doch!«

Terazije ist ein persisches Wort, das aber auch im ottomani-schen Reich dieselbe Bedeutung hat, nämlich Waage, gleich-zeitig jedoch kennzeichnet es auch den Begriff der Wasserver-teilung. Belgrad gehörte bis tief in das neunzehnte Jahrhundert zum Osmanischen Reich, erst 1867 wurde die türkische Fahne einge-zogen und Ali Riza Pascha übergab feierlich dem Fürsten

Mihailo die Schlüssel der Stadt, demselben, unter dessen 1882 errichteten Denkmal sich junge Belgrader am liebsten zu versammeln pflegten.

Die türkische Verwaltung hatte Wasserspeichertürme gebaut, der größte wurde 1859 abgerissen, um einem schönen Brunnen Platz zu machen, und so erhielt Terazije seinen Namen. Es war eigentlich gar kein Platz, sondern schon seit Langem eine nach beiden Seiten erweiterte Hauptstraße. In der Mitte gab es 1941 kleine Rasenflächen und eine Bedürfnisanstalt, rechts und links verliefen Straßenbahnschienen. Die erste Linie wurde 1894 in Betrieb genommen, die Wagen wurden von Pferden gezogen, aber ab 1905 fuhr die Tram schon elektrifiziert.

Als Belgrad die Hauptstadt nicht nur Serbiens, sondern des Königreichs Jugoslawien wurde, erhielt Terazije eine gute Beleuchtung. Hohe Masten trugen rechts und links auch die Leitungen für die Straßenbahn an schön geschwungenen schmiedeeisernen Armen, auf die freilich bisher kaum jemand geachtet hatte. Auf sie knüpfte die deutsche Besatzungsmacht fünf junge Männer, die für Mitglieder der Befreiungsbewegung gehalten wurden. Die Hinrichtung wurde nicht hier durchgeführt, man hatte sie vorher erschossen. Ihre Leichname mitten im Zentrum der Stadt aufzuhängen, war eine Idee des Gestapochefs, des SS-Sturmbannführers Karl Kraus. Kraus musste sich mit seiner makabren Idee an den Befehlshaber für Serbien, General Heinrich Dankelmann, wenden, der einige Bedenken hatte, er wollte nicht riskieren, die Bevölkerung gegen seine Truppen aufzuhetzen. Der SS-Offizier setzte sich durch, musste allerdings versprechen, dass die zum Tode verurteilten Männer klar als kommunistische Terroristen bezeichnet würden.

Dutzende Menschen blieben an diesem Morgen entsetzt oder nur verwundert stehen. Es war unglaublich. Mehr als zehn Meter über ihnen hingen die gefesselten Männer ruhig,

fast unbeweglich, nur ganz leise schaukelten sie im Wind, starr wie Puppen. Es war unvorstellbar, aber real. Die neue Realität. Und da sie so hoch hingen und sich nichts an ihnen rührte, die Gesichter kaum erkennbar waren, keine Todesangst, kein Krampf des Erstickens zu sehen war, sondern eine blasse Gleichgültigkeit, war es zwar möglicherweise nicht so furchtbar, wie es sich Kraus vorgestellt hatte, aber schrecklich genug und weckte neben Angst und Verzweiflung auch Wut.

Die Straßenbahnen fuhren wie gewöhnlich vorbei. Dass Juden die Fahrt mit ihnen verboten war, war eigentlich überflüssig, denn in Belgrad gab es keine freien Juden mehr. Sie waren schon tot oder in Lagern. Wenige von ihnen hatten sich zu den Partisanen in die Wälder durchgeschlagen, noch weniger waren bei guten Menschen versteckt.

Auf der Mauer eines modernen Eckhauses verkündeten große Buchstaben auf Deutsch »Kraft durch Freude – Front Bühne«. Es war das jüngste, sehr moderne Kino der Stadt, in dem auch schon vor dem Krieg vor allem UFA-Filme gezeigt worden waren. Ein anderes, etwas kleineres Plakat auf Serbisch warb für Pferderennen. Vier Monate nach der Eroberung versuchte die Besatzungsmacht vorzutäuschen, das Leben gehe weiter wie bisher. Für manche war es tatsächlich so. Die gehängten Männer bewiesen jedoch, dass es sich im wahrsten Sinne des Wortes um eine neue Ordnung handelte.

Rudolf und Pero betrachteten die Gehängten lange von der anderen Seite des Platzes. Unwillkürlich gaben sie sich die Hand. Sie standen vor dem Hotel »Moskva«, das 1906 im secessionistischen Stil erbaut worden war, nur von einem kleineren Platz mit Brunnen von ihm getrennt auf derselben Seite des Platzes das modernere, 1936 fertiggestellte Hotel »Balkan«. Aus den Fenstern der beiden besten Herbergen der Stadt bot sich ein guter Blick auf die Hingerichteten.

»Den einen kenne ich«, sagte Pero und verbesserte sich sofort. »Ich habe ihn gekannt ... Das ist Milorad Pokrajac. Er ging in die siebente Klasse des Gymnasiums.«

»In welches Gymnasium?«

»Nicht in Belgrad, in Vinkovci. Die Deutschen haben dort seinen Vater ermordet und dann ist er hierher geflohen und hat sich uns angeschlossen.«

»Uns? Jetzt hast du es zugegeben ... Du musst aufpassen, Pero. Und?«

»Ja, er wollte ein Attentat auf einen deutschen Offizier verüben. Das hat er wahrscheinlich versucht ...«

Die beiden jungen Männer standen noch ein Viertelstunde still, als wären sie eine Ehrenwache, sodass sie einem serbischen Geheimpolizisten im Dienste der Deutschen auffielen. Junge Männer waren ohnehin verdächtig. Er trat an sie heran, zeigte seine Dienstmarke und befahl harsch: »Papiere!«

Rudolf zeigte seinen Ausweis. Der Mann nickte: »Und der andere?«

»Der Herr ist in meiner Begleitung!«

Als der Polizist weitergegangen war, flüsterte Pero: »Die Leute stehen herum, gaffen, gehen wir weiter ...«

Später erfuhren sie, wer die anderen Ermordeten waren, der Schneidergeselle Jovan Janković, der Schustergeselle Svetislav Milin und die Bauern Velimir Jovanović und Ratko Jevtić.

»Warum hast du mich eigentlich hergeschleppt, Rudi?«

»Ich hatte einfach die Bedürfnis, es mit noch jemandem anzuschauen ...«

»Eigentlich ist das dumm und gefährlich.«

»Das weiß ich.«

Die beiden Freunde waren seit dem Einmarsch der deutschen Besatzungsmacht am 13. April vorsichtiger geworden, hatten nicht sofort gewusst, wie es weitergehen sollte. Sie trafen sich im

Laufe der ersten Wochen selten und nur in Parkanlagen, denn sie wollten einander nicht gefährden. In der letzten Zeit waren sie auf verschiedene Weise »organisiert«, wie man das nannte, auf unterschiedliche Weise an die streng illegale, gemeinsame Partei gebunden, eigentlich durften sie nicht gemeinsam öffentlich gesehen werden, aber von ihrer alten Kameradschaft wollten sie nicht ablassen, noch begriffen sie nicht ganz, wie lebensgefährlich das war.

Frühherbst. Ein warmer Oktobertag. Sie saßen auf einer Bank in der Grünanlage der alten Festung Kalemegdan und ihr Blick schweifte über den Fluss Save. Rechts konnte man die Mündung in die viel mächtigere Donau erkennen. Die Möwen waren vielleicht vom weit entfernten Schwarzen Meer, wo die Russen eine schwere Niederlage nach der anderen erlitten, bis hierher geflogen. Auf dem anderen Ufer begann der neue, sich unabhängig nennende, aber nur durch deutsche Gnade entstandene Staat Kroatien. Der Fluss, der bis vor Kurzem nur zwei Stadtteile voneinander getrennt hatte, war jetzt Staatsgrenze wie vor dem Ersten Weltkrieg. In ihrem Blickfeld befand sich auch das ehemalige Belgrader Messegelände. Sie wussten noch nicht, dass dort gerade Vorbereitungen liefen, ein Konzentrationslager für Juden und Roma zu errichten. Sie flüsterten von deutschen Meldungen über unerhörte Siege im fernen Russland, von dem die Jugoslawen vergeblich Hilfe erwartet hatten, fragten sich, ob sie wahr waren oder nur Propaganda.

»Ich fürchte, es ist mehr als Propaganda«, sagte Rudolf.

Die beiden Freunde hätten einander viel erzählen können, aber es war besser, nichts zu wissen, was man unter Gestapofolter verraten könnte. Niemand wusste, wie lange man durchhalten würde. Was man nicht weiß, kann man nicht verraten. Es war belastend, ständig aufpassen zu müssen.

»Ich wäre ja so neugierig, wie du es geschafft hast«, begann Pero. »Was machst du eigentlich für die Deutschen? Aber sag mir nur ja nichts, was gefährlich sein könnte!«

»Und wie kommt dein Vater so zurecht?« Rudolf lenkte ab.

»Ein braver Angestellter seiner Bank, was freilich in der Praxis bedeutet, dass er de facto für die Besatzungsmacht arbeitet ...«

»Gerne würde ich ihn grüßen lassen, aber dann müsstest du sagen, wo und wie wir uns getroffen haben. Und die Mama?«

»Danke. Sie klagt, wie schwierig es ist, Ware zu beschaffen, aber es geht ganz gut, die deutschen Offiziere brauchen viele Blumen für ihre Maitressen, echte Kavaliere, besonders die Österreicher.« Das war natürlich ironisch gemeint. Er zögerte, ob er fragen sollte. »Und die deinen?«

»Mutter ist in Novi Sad. Soviel ich weiß ... Unter den Ungarn ist es angeblich besser als hier. Meine Großeltern ... Keine Ahnung, wie es meinen Großeltern mütterlicherseits ergangen ist, die leben ja in Deutschland, in Weimar, wahrscheinlich schrecklich. Opapa aus Perlez, der Tierarzt, ist tot. Es heißt, er habe sich zu Tode gesoffen, was ich mir nicht vorstellen kann. Ich habe ihn nie betrunken gesehen. Vielleicht hat er das alles nicht ertragen wollen. Die Omama ist auch nach Novi Sad gezogen.«

»Ich weiß nicht, ob ich weiter fragen darf ... dein Vater?«

»Das sollte ich wahrscheinlich ... Ach was, ich sag's dir. Ich habe gehört, dass er in den Wald gegangen ist.« So nannte man das, wenn sich einer den Partisanen angeschlossen hatte. »Er ist sofort nach dem Einmarsch der Ungarn in die Batschka verschwunden. Aber meine Eltern haben sich ohnehin schon früher auseinandergeliebt, er hat selten zu Hause übernachtet.«

»Er als Freiheitskämpfer?«, wunderte sich Pero.

»Ja. Falls es stimmt. Der solide, pragmatische Mensch, den ich immer ein wenig als Opportunisten verachtet habe ...

Schön wäre es, falls es wahr ist. Ich habe natürlich keine Verbindung zu ihm. Wer weiß, manchmal war er so ruhig, freundlich zu Hause, ich habe ihn aber auch aggressiv und brüllend erlebt. Was ihn angeht, kann ich mir wirklich alles vorstellen. Nun ja, wer kennt schon seinen Vater, du vielleicht?»

Dazu sagte Pero nichts. Sie schwiegen und fühlten, wie ihre Gedanken aneinander vorbeischnitten.

»Und die Liebe?« Rudolf wollte das Gespräch irgendwie weiterführen.

»Wenn du Vera meinst, ich habe sie seit Kriegsausbruch nicht gesehen. Ich weiß nicht einmal, ob sie in Belgrad ist ...«

»Schau doch bei ihr vorbei.«

»Das wäre vielleicht zu gefährlich für sie. Unsereins sollte mit niemandem Kontakt haben, man sollte niemanden damit in Gefahr bringen, dass man ihn verdächtigen könnte, zu uns zu gehören. Und ich fühle mich ohnehin wie eine Wolke in Hosen.«

»Majakowski?«

»Natürlich. Aber weißt du, in den Hosen wäre noch etwas da bei mir, im Kopf jedoch heißt es, Ruhe zu bewahren ...«

»Und das Herz?«

»Das klopft manchmal rasend. Und bei dir? Tut sich was?«

»Etwas schon ... vielleicht ...« Einen Augenblick überlegte Rudolf, aber dann beschloss er, lieber nichts von Irina zu sagen.

Jedermann hat manchmal das Bedürfnis, seine Gedanken, Sorgen und Ängste laut auszusprechen, sie jemand anderem mitzuteilen, Bedrängnisse loszuwerden. Darum braucht man Freunde, die einen anhören, die mitfühlen, trösten können. Nachdem Rudolf über seinen Vater mehr mitgeteilt hatte, als er es im Nachhinein für gut hielt, hätte er am liebsten über seine Begegnung mit Oberst Martin Hellmer berichtet, aber das war

unmöglich, es hätte für alle drei lebensgefährlich werden können, auch für den deutschen Offizier. Immer mehr Genossen wurden verhaftet, gefoltert, in das Konzentrationslager Banjica in Belgrad interniert oder hingerichtet. Möglicherweise gab es Verräter und Provokateure in den Reihen der Jungkommunisten, die Agenten der serbischen Sonderpolizei kannten ohnehin von früher viele Kommunisten, die noch im Königreich zu Haftstrafen verurteilt worden waren oder langfristig beobachtet wurden. Sofort nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht wurden serbische Polizeiorganisationen der Gestapo unterstellt, um die schmutzigste Arbeit zu leisten, aber auch weil ihnen die Szene schon seit Langem vertraut war. Wie lange würde Pero unter Folter aushalten, falls man ihn erwischte? Rudolf wusste es auch von sich nicht, er musste aber den Freund zumindest vor dieser Versuchung bewahren und schwieg. Er schwieg so lange, dass es Pero auffiel.

»Was hast du?«

»Nichts, Mali.« Pero zuckte zusammen. Schon lange hatte ihn niemand mit diesem Kosenamen angesprochen. »Sind diese Wolken nicht wunderschön?«

»Das sind sie, aber ich verstehe schon, du möchtest mir etwas sagen und traust dich nicht.« Und als Rudolf schwieg, setzte er fort. »Sicher hast du recht. Die schönen Wolken werden sich in nichts auflösen.«